

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Robert Mielke: Schimpf- und Scheltworte.

getragen; nicht mehr umziehen Burschen und Mädchen und die Knaben singend und die Fackeln schwingend das große Feuer, noch springen sie, wenn dies niederbrennt (um sich vor Unheil zu feien) paarweis darüber. Nur die Studenten pflegen in künstlicher Erneuerung z. T. solchen alten Brauch.

Vor einem Menschenalter noch wurden auch im mittleren Unstruttale, von Nebra aufwärts bis Kindelbrück, und von da aus auf der Finne und Schmücke bis Cölleda und auf der andern Seite bis zum Kyffhäuser und über Sangerhausen und Eisleben hinaus bis zu den Vorhöhen des Harzes Johannisfeuer angezündet. Ob sie dort noch gebrannt werden, wie zu vermuten, oder für immer erloschen sind, kann ich nicht sagen.

## Schimpf- und Scheltworte.

Von Robert Mielke.

Im Volksmunde ist das Schimpf- und Scheltwort ein bevorzugtes Element. Doch auch die oberen Kreise verschmähen es nicht, die Ungeduld durch ein Scheltwort auszudrücken. Wie häufig das Scheltwort selbst im friedfertigsten Sinne gebraucht wird, hat wohl ein jeder an sich schon erfahren, wenn sich ihm ein Esel oder Dummkopf auf die Zunge drängte, wobei es ganz gleichgültig ist, ob es ausgesprochen oder unterdrückt wird. Es ist eben das ursprünglich scharf charakterisierende Begriffsbild zu einem Sprachsiegel erstarrt, zu einem Floskel, der in dem Maße häufiger gebraucht wird, in dem der Sprecher mehr an Empfindung und Temperament und weniger an Erziehung verfügt. Man kann weiter feststellen, daß Stamm und Volk, ja, daß selbst Beruf und Stand neben ganz allgemeinen Scheltworten wie Esel, Dummkopf, Rindvieh u. a. noch besondere haben, die nur innerhalb eines beschränkten Interessenkreises Anwendung finden. Das studentische Philister steht hier neben dem ermländischen Kott = Dummkopf und dem polnischen Schubjack oder dem jüdischen Schaute. Noch etwas anderes offenbart uns die Beobachtung, indem sie zeigt, daß einzelne fast gedankenlos, andere mit einer sehr viel sicheren Unterscheidung gebraucht werden. Man denke nur an die durchaus verschiedene Gesinnung, aus der heraus man in der Großstadt Esel, Affe, Hund oder Ochse hören kann, um auf eine stärkere oder schwächere Empfindung zu schließen.

Die Volkskunde hat dem Scheltwort im allgemeinen noch wenig Beachtung geschenkt, mindestens hat sie noch nicht versucht, ein Inventar lebender und toter Scheltworte anzulegen. Das ist zu bedauern, weil uns eine solche Aufstellung manches in der Denkweise der Völker aufhellen würde. Sie würde dem Scheltwort nicht nur nach der sprach-

lichen und kulturlichen Seite hin eine besondere Bedeutung geben, sondern häufig auch das Gefühlsleben ganzer Interessengenossenschaften wie in einem Blitzlicht festlegen. In Nachfolgendem soll auf Grund nur gelegentlich gemachter Beobachtung der Versuch gemacht werden, einen bescheidenen Beitrag für ein solches Inventar zu liefern.

Von neueren Schriftstellern ist mir nur Bludau dadurch aufgefallen, daß er den Schimpf- und Scheltworten einige Beachtung schenkt. In seiner Landeskunde<sup>1)</sup> stellt er für Ostpreußen folgende Schimpfworte zusammen: schtobekop = Dummkopf, schuprinche = Schopf, Döskopf, Dossel, Fleetz (Flötz), Laps, Lorbas = Taugenichts, Schubjack, Schemperzagal, Kott = Dummkopf zusammen. Aus meinen eigenen Beobachtungen kann ich ihnen anreihen: Törnebock = störrischer Junge (Nichel bei Treuenbrietzen), wendscher Pinak = wendischer Säufer (ebenda), Schlampampe (Kuhlewitz bei Belzig), alter Kathole<sup>2)</sup> (Dahlewitz bei Berlin), Dreck..sch (Trebur bei Darmstadt); in Hamburg hört man ferner oft ein Üz als Ausdruck verächtlicher Geringschätzung, dem sich als schroffere Steigerung Fratz anschließt. Sehen wir uns die landläufigen Schimpfworte etwas näher an, dann zeigt es sich, daß die größere Anzahl einen Mangel an Verstand und Einsicht anzeigen wollen. Für Berlin finde ich: Aas (Doves A.), Dämel (Dämelack), Dösel, Drooomlade, Dusche, Düssel, Dummkopf, Esel, Fatzke, Grützkopp, Heupferd, Hornvieh, Kruke, Ochse, Rind (Rindvieh), Schaf (Schafskopp), Schaute, Sch..Ber (Sch..Bkerl), Hosensch..Ber (hamburgisch Schietbüchs), Schlafmütze, Stiesel, Teekessel (Teepot in Hamburg), Transuse. Diesen vielen, dem Sinne nach gleichbedeutenden, nur wenig abgeschattierten, Worten stehen solche Scheltworte an der Seite, die einen körperlichen Mangel verkünden oder örtliche Zufälligkeiten angeben wie Affe (Affengesicht, Affen..sch), Bolle (ne riedige Bolle), Böhmake, Beest (Biest), Dreckfink (Dreckpatsch, Dreckhammel), Ekel, Flaps, Fleetz, Flegel, Fratz, Geizhammel, Jaljenstrick, Jammerlappen, Krauter, Laban, Latsch, Lausejunge, Lümmel, Lulatsch, Mistfink, Quatschkopp (Quatschneese), R.tzjunge (R.tzbengel, R.tzliese, R.tzlöffel, R.tzlümmel, R.tzneese, R.tztrompete, R.tztulpe), Sau (Sauigel, Saumichel), Schlumps, Schweinigel, Tele (Hundetele), Tollpatsch, Üz, Unke, Waschlappen. Verhältnismäßig klein ist dagegen die Liste jener Scheltworte, mit denen eine wirkliche Gehässigkeit

<sup>1)</sup> Bludau. Oberland, Ermland, Natangen, Barten. Stuttgart 1901. S. 185 bis 187, 208. Über R.tzlöffel und Ölgötze hat v. Schulenburg in den Verhandl. der Zeitschrift f. Ethnologie (1888 S. 156) Mitteilungen gemacht.

<sup>2)</sup> Man beachte dabei das Berlinische „es ist um katholisch zu werden“. In Riedebeck bei Luckau bezeichnete mir der Lehrer vorgeschichtliche Scherben als „katholische Scherben“, ein Hinweis, daß in dem Wort nur zurückgeblieben, alt steckt.

zum Ausdruck zu kommen sucht: Hund (Hundsrott), Aas, Hallunke, Kröte, zu denen unter Umständen noch Luder und Ochse mit seinen Abwandlungen kommen.

Es ist ein fast unbezähmbarer Drang in den unteren Schichten, eine Rede durch das Scheltwort besonders wirkungsvoll zu steigern. Vor mir gingen einmal zwei Berliner Arbeitsburschen in einem eifrig geführten Gespräche: „Jelangweilt habe ick mir, du Affe“, sagte der eine freundschaftlich zu dem anderen. Nach einer kleinen und für das Thema unwesentlichen Auseinandersetzung drückte derselbe Redner seinen Unmut über das schwere Verständnis seines Kollegen durch die Worte aus: „Ick habe ja een Bild von ihm, du Affe“. Hier war kaum noch eine bestimmte Absicht mit dem Scheltwort verbunden, sondern dieses zur reinen Sprachgewohnheit geworden, mit der der Redner seinen Worten Nachdruck gab.

Auch die Necklust erzeugt manchen Spottnamen, der mit der Zeit zum Scheltworte wird und nicht selten der Ausgang blutiger Händel werden kann. So nennen die Luckenwalder die Bewohner der benachbarten Stadt Zinna nach den Früchten, die sie zur Stadt bringen, Kor-rüben, was diese mit Fettlappen und nach einer dunklen Begebenheit im Kriege 1806/07 mit Kienräuber vergalten. Die Stimmung wird dadurch oft genug bis zu Prügeleien, namentlich unter der Jugend, erhitzt. Diese ist überhaupt ein wichtiger Faktor für die Lebensdauer mancher, gelegentlich erstandener, Scheltworte. Nach den eine zeitlang beliebten gelben Handschuhen wurden z. B. die Schüler des Berliner Kaiser Wilhelm-Realgymnasiums von den Kameraden des gegenüber gelegenen Friedrich Wilhelm-Gymnasiums als Rehpfoten bezeichnet, während diese den in einer natürlichen Gegenstimmung erzeugten Namen Gummilatschen einstecken mußten und ihn vermutlich kaum wieder loswerden. Eine andere Seite des Scheltwortes enthüllt uns eine Hamburger Redensart, die mir berichtet wurde, die ich aber auf ihre Glaublichkeit bisher nicht prüfen konnte. Danach gab es dort ein altes Original namens Hummel<sup>1)</sup>, dem die Jugend überall diesen Namen nachrief. Da er stets durch das stereotype M.rs antwortete, dessen nähere Bedeutung im Götz von Berlichingen nachzulesen ist, so sind beide Worte derart in enge Beziehung zu einander getreten, daß der Zuruf „Hummel“ und die entsprechende Antwort zu einem gewissen landsmannschaftlichen Erkennungszeichen geworden ist.

Alles dies sind einzelne Proben von der Art, in der das Volk die kennzeichnenden Eigentümlichkeiten eines anderen erspät, um ihm ein — zumeist harmloses — Scheltwort anzuhängen. Die stehenden

<sup>1)</sup> Es erinnert dieses Geschichtchen an den Berliner Neckruf „Vater Pietsch“, der ja eine gleiche geschichtliche Entstehung hat.

Scheltworte haben indessen eine andere Herkunft. Schon in der Art der Anwendung kann man erkennen, daß hinter dem Sprachsiegel der Rest einer ganz klaren Stimmung steht. Ja, man wird noch heute ohne Mühe bestimmte Vorstellungen je nach der Energie des Scheltwortes empfinden, bestimmte Gedanken, die auf ein Ziel hinleiten. Wird von einem Abwesenden gesprochen, dann sucht man durch das Wort die Eigenschaften kurz anzudeuten, die man dem Betreffenden zumißt (Schlafmütze, Bolle, Kruke, Tollpatsch u. s. w.). Zumeist sind dies durchaus harmlose Worte. Anders ist es schon in der An- und Gegenrede, bei denen man sich im allgemeinen gleichfalls harmloser Worte (Esel, Schaute, Männeken usw.) bedient, so lange die gegenseitigen Beziehungen noch nicht schroff abgebrochen sind. Es findet dabei offenbar eine Auslese aus den zur Verfügung stehenden Scheltworten statt, die erst bei der Erhitzung der Gemüter aufgegeben wird. Je nach der Feindseligkeit der Gesinnung schattieren sie in Berlin von dem böartigen Ochse, bezw. Heu- oder Hornochse, Hallunke, Hund, Rindvieh, zu den blässeren Schafskopf, Stiesel, Tele (Hundetetele), Affe, Schlumps, Fatzke, Flaps, Flegel, Teekessel, Quatschkopf, und zu dem, einen geistigen oder anderen Mangel anzeigenden, Dummkopf, Hammel (Dreckhammel), Dämel (Dämelack), Dussel. Harmlos ist dagegen das Wort „Ihr Unglücksmenschen“, das ich in einem märkischen Dorfe einstmals in der Form „Ihr Unglücke“ hörte. Das für Berlin sehr charakteristische Sch..ßer ist heute mehr in einem gemütlichen Sinne gebraucht und verliert diese Harmlosigkeit erst, wenn jemand dem Gegner eine entschiedene Geringschätzung recht deutlich zu erkennen geben will. Daß man das Wort selbst nicht immer als harmlos auffaßte, bezeugen die Perleberger Ratsprotokolle von 1630<sup>1)</sup>, nach denen mehrere Bürger den Jürgen von Salzwedel einen „Sch..ßmatzen“ und „Hundesfötzen“ genannt haben. Ob damit Hundsfott zusammenhängt?

Viele dieser Scheltworte sind Eigentum, zum Teil aber auch Erzeugnis der Großstadt. Bei jüngeren, wie bei Teekessel, Schlumpse, Schlampampe u. a. scheint nur Klangmalerei zugrunde zu liegen, obwohl daneben vielleicht auch Gedankenlosigkeit eingewirkt hat. Ich selbst war einmal Zeuge einer unerheblichen Straßenschimpferei, bei der A den B einen Rindskopf hieß. Obgleich B anscheinend durchaus nicht auf den Kopf gefallen war, war er sichtlich bemüht, seinem Gegner ein recht wirkungsvolles Scheltwort an den Kopf zu werfen. Das Ergebnis war nach einer sekundenlangen Überlegung: „Sie ollet Pferdebahnschienenjeleise“. Dieses gedankenlose, ich möchte fast sagen, aus einer Ulkstimmung heraus geborene, Wort milderte die ursprünglich

<sup>1)</sup> Veröffentlicht zunächst in einem Privatdruck von Gymnasialdirektor Vogel in Perleberg.

etwas gespannte Lage sofort dahin, daß A kopfschüttelnd seines Weges zog und nur noch ein „So'n Hosensch . . . Ber“ murmelte. In einem anderen Falle, der mir berichtet wurde, soll in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein geringschätziges „Sie oder Differenzialtarif“ zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung geführt haben.

Die stärksten Antriebe für die Anwendung eines Scheltwortes sind aber Haß und Verachtung. Sie lassen häufig zu recht scharfen Ausdrücken greifen, aber sie vermeiden — wenigstens bei den klassischen und germanischen Völkern — das Obscöne. Beschimpfungen, die, wie ich sie mir in den betreffenden Ländern habe übersetzen lassen, selbst vor der Jungfrau Maria (Spanien) nicht Halt machen, oder in der höchsten Wut eine geradezu gemeine Beschimpfung der gänzlich unbeteiligten Mutter des Gegners (Rußland) aussprechen — beides soll nicht vereinzelt, sondern typisch sein —, solche Beschimpfungen dürften sich in Deutschland selbst in dem 17. und 18. Jahrhundert nicht nachweisen lassen, in denen Schimpfreden offenbar zum guten Ton gehörten. Dagegen ist die Kraft eines Scheltwortes nicht immer aus der gegenwärtigen Geltung zu entnehmen, da manche ihre ursprüngliche Bedeutung etwas verloren haben. Denn hinter der, durch den Gebrauch abgeschliffenen und verblassten Form einzelner Scheltworte, die heute ohne bestimmten Zweck, höchstens als eine nachdrückliche Bestätigung tiefster Erregung gebraucht werden, steht in der Vorzeit die zielbezußte Absicht einer schweren aufreizenden Kränkung, in weiterem Sinne einer Schädigung des Gegners, die geradezu plastisch in dem Gegenwert der gebräuchlichsten Tiernamen (Hund, Kröte, Schlange) zu den geschätzteren Tieren (Wolf, Bär, Adler usw.) hervortritt<sup>1)</sup>. Pausanias (IV. 8. 2.) schildert diese kränkende Absicht einmal ganz einwandfrei bei der Beschreibung der Schlacht zwischen Lakedämoniern und Messeniern, wenn er sagt: „Da sie näher aneinander waren, begannen sie mit Drohungen durch Schwenken der Waffen und durch grimmige Blicke; dann gingen sie zu Schimpfreden über“. Über die Natur dieser Schimpfreden gibt die Ilias (11.361) einen Anhalt:

Doch mit dem Speer nachstürmend, begann der Held Diomedes:  
Wieder entrannst du dem Tode, du Hund usw.<sup>2)</sup>

Auch das Walthari-Lied bestätigt diesen Zweck des Scheltwortes mit den Worten: „Und entfachte die Wut des Siegers durch bittere

<sup>1)</sup> In einer Sage bei Fredegar, Chronik der Frankenkönige, ist durch einen Traum des Childerich, Vaters des Chlodovech I., die Rangordnung der Tiere in der Volksanschauung deutlich gekennzeichnet. Es folgen sich hier Löwe, Einhorn, Leoparden, Bären, Wölfe, Hunde und kleinere Tiere. Vergl. auch Gregor von Tours II. im Anhang der „Ausgaben deutscher Geschichtsquellen“ S. 272.

<sup>2)</sup> S. a. Ilias 22. 345. Odyssee 22. 35.

Schmähung.“ (Str. 1055.) In alten Dorfordnungen und städtischen Verordnungen ist das Schmähen oft mit hoher Buße belegt, ein Beweis für die starke Nachwirkung eines uralten Gebrauches. In Perleberg ist in der Buße<sup>1)</sup> sogar Schmähen und Hauen gleichgestellt.

In diesen Ordnungen ist Schelten oft gleichgesetzt mit dem Fluchen, eine sicher unbewußte Erinnerung an den Ursprung beider Äußerungen. Denn das Scheltwort reiht sich derselben Kampf Stimmung ein wie der Fluch. Auch bei ihm ist die alte Bedeutung, die Beziehung auf die Gottheit, bei der heutigen Anwendung verblaßt. Indessen ist doch auch der große Unterschied in dem Gebrauche von Fluch- und Scheltworten in keiner Weise völlig verschwunden. Die letzteren reizen den Gegner, wollen ihn schädigen, während es bei dem ersteren zunächst ein Schutzbedürfnis ist, oder die Abwehr einer Schädigung, die das Wort auf die Lippen zwingen. Das natürliche Sprachempfinden hat diesen Ursprung in keiner Weise verwischen lassen, obwohl die Häufigkeit der Anwendung und die dadurch unbewußt herbeigeführte Bedeutungslosigkeit immer mehr auf diesen Ausgang hinstrebten. Fluch- und Scheltwort sind eben zu sprachlichen Ornamenten geworden, die als Füllsel gebraucht werden, wie in der bildenden Kunst so manches, einst geheiligte, Symbol nur noch als Linienwert sein Dasein fristet.

Wie sehr indessen bei dem Scheltwort noch uralte Vorstellungen weiterwirken, geht aus einer ganz bestimmten Anwendung hervor, bei der es sich um leblose Gegenstände oder Tiere handelt. Wie in den alten Heldenliedern die ersteren oft als beseelte Geschöpfe gedacht und benannt werden und selbst sterben können, so tritt diese Anschauung auch unverhüllt hervor, wenn der Mann aus dem Volke in Erregung gerät. „Du dummes Luder“ hörte ich in Berlin einen Schlosser ausrufen, dem beim Anziehen einer Schraube das Eisen abbrach. Daß Kutscher mit ihren Pferden, Jäger mit ihren Hunden, Viehmägde mit ihren Kühen sich der Scheltworte bedienen, kann man oft genug beobachten. Eine charakteristische Rede, die ein Kutscher aus der Umgebung Berlins an sein Pferd hielt, mag dies beleuchten: „Schafskopp du. Wat fällt dich denn ein? Wie kannst du de Decke runterschmeißen; wat jloobste

<sup>1)</sup> Vogel. Vergl. Perleberger Geschichten S. 57. Bezeichnender Weise sagen diese Statuta civitatis Perlebergensis, die aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts stammen daß „niemand soll übel reden oder sprechen auf Fürsten, Herren, Prediger, Priester, Rat, Jungfrauen und Frauen“. Der einfache Bürger und Bauer sind nicht geschützt; bei ihnen setzte der Gesetzgeber jedenfalls voraus, daß sie in diesem Punkte weniger feinfühlig wären als jene Stände. Umgekehrt aber kann man auch annehmen, daß gerade in diesen Kreisen die Anwendung von Schimpfworten allgemein üblich war. Süddeutsche Dorfordnungen sind darin anscheinend genauer; sie untersagen, „vor der Gemeind einander zu schmähen“. Siehe Fromlet, Hällische Dorfordnungen in „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“ XIII 1904. S. 383 u. f.

denn, wat soll det wern?“ — „Miserables Vieh“ oder „So'n Hallunke“ und ähnliche Äußerungen kann man im Berliner Droschkenkutscher-Ton häufig hören, ohne daß diese Eigentumsbewertung etwas anderes ist als der Ausdruck einer Augenblicksstimmung.

Ursprünglich, wie der Schlag selbst, wirkt noch heute das derbe aggressive Scheltwort, durch das sich die Gegner in eine immer wachsendere Erregung hineintreiben lassen, genau wie in der Vorzeit. Um den Gegner zu reizen, ihn zu einer unvorsichtigen Tat zu veranlassen, bediente man sich der Scheltworte, die bei diesem soviel Verständnis voraussetzten, daß er das Herabwürdigende heraushören mußte. Das erzählen nicht nur die homerischen Gesänge und unsere Heldenlieder, sondern das tritt auch in den wüsten Konfessionsschimpfereien der Kanzelredner des 16. und 17. Jahrhunderts hervor. Doch finden wir unten den Scheltworten oft Namen von Tieren, die ihre ursprüngliche Wertung längst verloren haben, denn sie kennzeichnen Tiergattungen, die keineswegs etwas Feiges oder Schwächliches an sich haben. Das ist um so auffallender, als die Mehrzahl der Scheltworte älterer Zeit von einer sehr guten Tierbeobachtung zeugt. Was hat z. B. das Rind — noch heute ist es der Stolz unseres Bauern — zu einem Scheltwort herabgewürdigt, während das Pferd, das doch von der Geistlichkeit in jeder Weise verlästert und verdächtigt wurde, keineswegs zu dieser Rolle gekommen ist? Das vereinzelte Heupferd ist offenbar eine junge und städtische Bildung. Wir haben allerdings keinen Nachweis für oder gegen die mögliche Tatsache, daß auch das Rind seinen Namen in der Vorzeit für ein Schimpfwort hergegeben hat. Nur die Beobachtung läßt sich stützen, daß Scheltworte selten ihre Bedeutung wechseln. Dagegen verlieren sie öfter ihre scheltende Kraft. Wenn u. a. in dem Salischen Gesetz die Beschimpfung als Fuchs mit 120 Pf. oder 3 Schill. gebüßt wird, so tritt die Schwere der Beleidigung nicht nur in der unverhältnismäßig hohen Buße hervor, sondern auch in der Tatsache, daß wir in diesem Wort kaum noch eine Beschimpfung erkennen. In der Fassung „so'n schlauer Fuchs“ ist es eher noch zu einer Anerkennung geworden. In dem Salischen Gesetz wird der Ausdruck höchster Verachtung, den wir bereits kennen und der so wenig schriftfähig ist, daß man ihn nur mit Punkten andeuten kann, gleichfalls mit 120 Pf. gebüßt<sup>1)</sup>. Andererseits gilt auch der Hase, den wir im allgemeinen als Sinnbild der Furchtsamkeit eher in gutnütiger Weise bewerten, bei den Saliern als eine schwere Beleidigung.

<sup>1)</sup> „Si quis alterum concacatum clamaverit, 120 dinarios qui faciunt solidos 3 culpabilis iudicetur“. Lex Sal. XXX 2.



Im großen und ganzen scheint sich der Schatz anerkannter Scheltworte nur langsam durch neue zu bereichern. Zwar verschwinden einzelne durch die wachsende Kultur, die Hauptmasse aber bleibt jahrhundertlang bestehen und wird höchstens durch neuere wie Kamel (Dromedar), Rhinoceros, Nilpferd u. a., die schon im Klange etwas Erheiterndes haben und sich als städtisches Sprachgut erweisen (Kasernenhof!), ergänzt. Interessant ist das Scheltwort Kröte, das eine merkwürdige Tatsache in der Psychologie des Scheltens bloßlegt. Wir wissen, daß dieses Tier in der Volksanschauung verachtet und verfolgt wird, ja, daß man es widerwärtig genug findet, um als höchste und schwerste Aufgabe bei der Erlösung der verwunschenen schönen Prinzessin einen Krötenkuß zu fordern.<sup>1)</sup> Andererseits spielt dieses Tier in der Volksmedizin, und hier besonders in der Vorstellung über ein inneres menschliches Organ, eine sehr merkwürdige Rolle,<sup>2)</sup> während es in der Sage ganz allgemein mit Hexen, Schatzhütern, mit dem Teufel und mit anderen Spukgeistern teils in Verbindung gebracht, teils identifiziert wird.<sup>3)</sup> Als Scheltwort dient es heute vorwiegend in dem Sinne einer wegwerfenden Gehässigkeit, wenn z. B. jemand von einem Gegner sagt: „Na, so' ne Kröte“. Doch ist es als Schimpfwort sehr alt und sehr verbreitet. Das im 15. Jahrhundert angelegte Gerichtsbuch der Stadt Seehausen in der Altmark kennt es bereits als ein böses Schimpfwort<sup>4)</sup> (Krade), was auch die märkische Chronik des Enzelt von Salvelt aus dem Jahre 1579 für dieselbe Gegend bezeugt, wenn er sagt: „Es mag Crodo ein Kradenteuffel sein, daher noch die Sachsen per execrationem sagen Kradenteuffel“. <sup>5)</sup> Auch das von 1497 bis 1518 reichende Stadtbuch von Münchberg im Fichtelgebirge erwähnt „gelbe Kröte“ als ein bösesartiges Schimpfwort.<sup>6)</sup> Bludau<sup>7)</sup> gibt für Ostpreußen eine ganze Reihe von Varianten an, die als Schimpfworte oder doch mindestens als derbe Koseworte, wie man sie in unteren Kreisen so oft in Schimpfwortform findet, gebraucht werden. So Kreet, Beeskreet, falsche Kreet, krätsche Kreet, Aaskreet und Wetterkreet. Falsche Kröte und Aaskröte sind ja auch in Berlin üblich, wo es als Blitzkröte, Fuchskröte u. a. sich weiter gewandelt hat.

Dieses Scheltwort läßt sich also urkundlich eine erhebliche Zeit zurückverfolgen. Bei eingehenderen Studien dürfte sich das zeitliche

<sup>1)</sup> Henne am Rhyn. Deutsche Volkssagen. Leipzig 1878. S. 30.

<sup>2)</sup> Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XI. 1901. S. 341.

<sup>3)</sup> Henne am Rhyn. A. a. O. S. 30. 31.

<sup>4)</sup> v. Ledebur. Archiv für Brandenburgisch-Preußische Geschichte XIII. S. 179.

<sup>5)</sup> Chronicon oder Kurtze einfeltige vorzeichnüs etc. Von Entzelt von Salvelt. Ausgabe 1579. S. 53.

<sup>6)</sup> Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken XII 1874. S. 44.

<sup>7)</sup> Bludau. A. a. O. S. 208.

und räumliche Gebiet noch bedeutend erweitern. Auch bei anderen Worten dürfte sich ein etymologischer Stammbaum feststellen lassen. Aus meinen eignen, nur gelegentlich gemachten, Sammlungen seien von älteren Scheltworten mitgeteilt: In dem oben erwähnten Seehausener Stadtbuch ist neben Krade noch erwähnt die „blinde Tilze“ als Bezeichnung einer Frau.

Ein in dem Alvenslebenschen Archiv zu Calbe aufbewahrtes Protokoll über einen Streitfall mit tödlichem Ausgange erwähnt 1776 „Du Lekker“, ein Schimpfwort, dem durch einen Faustschlag seitens des Beschimpften ein deutlicher Inhalt gegeben wurde.<sup>1)</sup>

Das bereits angeführte Münchberger Stadtbuch stellt für die Zeit um 1500 folgende Schimpfworte fest: schalck, wucherer, lusner, wantner, mördersson, diebsgeschlecht, gelbe Kröte, pößwicht, schantvogel, panckhardt, peck, peckne (letzteres bei Frauen).

Daß auch „Mörder“ und „Kranzhure“ nicht ganz harmlos waren, berichten die Protokolle über einen Hexenprozeß in Göttingen 1649.<sup>2)</sup>

Von allen diesen Scheltworten muten die Tiernamen alt an; sie sind jedenfalls älter als jene Worte, die unmittelbar von einer hervortretenden Eigenschaft des Beschimpften herzuleiten sind. Aber auch von den Tiernamen erscheinen Hund und Kröte wie ein fernes, der grauen Vorzeit entstammendes Sprachgut. Die Beziehungen der letzteren scheinen dabei auf dunkle Vorstellungen von vorgeschichtlichen Sauriern hinzuweisen. Die Schatzsagen von Fafner und anderen Drachen bis zu den von Kröten bewachten Schätzen erklären wenigstens die verächtliche Rolle, die sowohl die Kröte selbst im Volksglauben wie ihre Bewertung als Schimpfwort gewonnen hat. Sie teilt diese Rolle mit der Schlange, die gleichfalls mit Schätzen in Verbindung gebracht und als Schimpfwort recht verächtlich gebraucht wird, die aber in der Sage vom Tatzelwurm auch als ein Mittelding zwischen Schlange und Kröte vorkommt.

Etwas anders liegt die Sache bei dem Hund. Ist bei der Schlange und der Kröte noch ein Rest von Furcht vorhanden, der auch in der Anwendung als Schimpfwort sich nicht verbergen läßt, so läßt der Hund nur Verachtung erkennen, eine Verachtung, die sich offenbar auch auf das Tier selbst erstreckt. Andererseits sind aber auch die Intelligenz und Kraft des Tieres nicht verkannt<sup>3)</sup>; sie treten in dem eddischen

<sup>1)</sup> Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Naturwissenschaft in Sangerhausen und Umgebung. Sangerhausen 1907. S. 97.

<sup>2)</sup> Protokolle des Geschichtsvereins in Göttingen 1897. S. 20.

<sup>3)</sup> Man wird die Redensart: „Weiß der Hund“, die bei Platon (Hippias der Größere) in dem Sinne unseres „Weiß der Kuckuck“ vorkommt, wohl kaum anders als Anerkennung der hündischen Intelligenz auffassen dürfen.

„Höllenhund“ auf, der auch als Schimpfwort noch weiter lebt, wie in den vielen Sagen, in denen der Hund als Nachtgespenst und Hüter unterirdischer Gespenster und verzauberter Jungfrauen erscheint. Trotz dieser und anderer Zeugnisse, die den Hund als Unterweltsdämon charakterisieren, ist sein Name das Merkmal tiefster Verachtung. Der „Trunkenbold mit dem hündischen Blick“ der Ilias (I. 225) kennzeichnet diese Lage wie das bekannte Schweinehund oder die alte deutsche herabwürdigende Strafe des Hundetragens. Dieser Zwiespalt in der Charakteristik des Hundes löst sich indessen, wenn man seine Herabwürdigung durch seine Gepflogenheiten erklärt. Wie dabei allerdings eine Redensart, die ich in dem Oderbruch einmal als einen Ausdruck niedrigster Einschätzung hörte, „Du kannst ja nicht mal'n dodigen Hund aus dem Backofen holen“ zu erklären ist, ist mir noch nicht ganz klar geworden. Vielleicht handelt es sich nur um eine sprachliche Verdoppelung des Schimpfes.

Wir dürfen indessen in der Psychologie des Scheltens noch einen Schritt weiter gehen. Es liegt auf der Hand, daß der Scheltende den Gegner in seinen Kräften und seiner Erscheinung herabwürdigen will, daß er aus dieser Absicht heraus nach einem Sinnbild sucht, das diese Herabwürdigung kurz und präzise ausdrückt. Nach dem Vorangegangenen scheint sich die Auswahl ursprünglich auf Hund und Kröte zu beschränken, die vielleicht schon früh durch Affe und erst in den letzten Jahrhunderten durch eine Reihe minder klarer Schimpfworte ergänzt wurden. Trotzdem diese Auswahl sicher schon in einer sehr frühen Zeit stattgefunden hat — nach dem Hunde der homerischen Gedichte zu urteilen für die Griechen mindestens im 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung —, so müssen doch bestimmte Vorgänge dahin geführt haben, eine gewisse Übereinstimmung in der Bewertung des Schimpfwortes und in seiner Anwendung zu bewirken. Andererseits aber ist es unerklärlich, bei solchen unentwickelten Verhältnissen eine Empfindung für eine Beleidigung durch ein Tierwort anzunehmen, noch dazu durch ein solches, dessen Träger offenbar einst in anderem Ansehen stand, mindestens aber das Gegenteil von feige oder schwach war. Dieser Widerspruch aber löst sich, wenn man sich den Ausruf ursprünglich als Fluch- oder Schadenwirkung erklärt und ihn damit in die Reihe der Neidsymbole und -handlungen stellt. Daß man sich einer solchen Wirkung noch bis in die geschichtliche Zeit hinein bewußt war, bezeugen die Schleuderbleie mit der Inschrift *Feri Pomp(e)jum* = „Triff den Pompejus“, die bei der Belagerung von Asculum im Bundesgenossekriege zur Verwendung kamen. Auch das gesprochene Wort, wenn es die Hilfe eines göttlichen Bundesgenossen anruft, hat diese Wirkung, wie es die Fluchworte zum Teil belegen. Unter dieser Voraussetzung gewinnen Kröte und Hund einen anderen Inhalt als den eines Schelt-

wortes, weil sie noch eine Vorstellung verdeutlichen, in der ihre Kräfte dem Kämpfer zur Seite stehen, den Gegner aber arg schädigen können.

Jedenfalls aber werden die Schimpf- und Scheltworte ein wichtiges Material für den Volksforscher geben, falls sie einmal systematisch gesammelt werden, vielleicht in Verbindung mit den Flüchen. Diese Sammlung anzuregen ist der Zweck dieser Skizze, die keine bessere Organisation dafür voraussetzen kann, als den Verband der Vereine für Volkskunde.

## Kleine Mitteilungen.

**Der Pritzstabel zu Spandowe.** Unter diesem Titel machte u. M. Herr Oberpfarrer Recke in Spandau am 26. November 1907 im Gemeindesaal der St. Nikolai-Kirche daselbst folgende Mitteilungen.

Die germanistische Deutung des Namens (= Brettstaben, Beamter, der den Schulzen auf das Brett, den zugelassenen „Knüttspan“ im Fischernetz, „in den Eid stabte“, vereidigte) wurde abgelehnt, hingegen der slawische Ursprung (pristav, pristavu = Aufseher, Fischerei-Aufseher) eingehend begründet. Die späteren Umformungen des Titels in pristabell, pristabel, priestabel, prietzstabel, pritzstapel sind germanische Abformungen des inzwischen fremd gewordenen altwendischen pristavu. Seit Mitte dieses Jahres führen die drei letzten Pritzstabel in der Mark — zu Spandau, Cöpenick und Alt-Ruppin — den amtlichen Titel „Königlicher Fischmeister“.

Die Geschichte des „Pritzstabel zu Spandowe“ ihr sehr interessant. In die heidnische Vorzeit der wendischen (slawischen) „Kietzer“ zurückweisend, tritt uns die eigenartige Gestalt des „Fischmeisters“ sonderlich in der Geschichte des Amtes Spandow, des alten Schloßamts, sodann des Kurfürstlichen, später Königlichen Domänenamts deutlich entgegen. Das Landbuch Kaiser Karls IV. von 1374, weiterhin die Fischerei-Verordnungen des Kurfürsten Joachims II., des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, der neuern und neuesten Zeit nennen und kennen ihn. Im 18. Jahrhundert wurden als Pritzstabel zu Spandowe Michel Mannkopf und Johann Gottfried Wegener genannt. Das Gehalt war gering. Neben der Nutzung der „Pristabelwiesen“ (Uklei- oder Uklandswiesen am Grützmachergraben) bezog der Pritzstabel zu Spandowe, der übrigens kein Berufsfischer zu sein brauchte, außer einigen geringen Naturalabgaben, Renten und Akzidentien, die er persönlich in den Fischerdörfern einzuziehen hatte, lediglich ein Jahresgehalt von „12 Thl. und 12 Sgr.“. Das Gehalt wurde bereits 1738 seitens der „Kurmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer“, sodann selbstverständlich in der Neuzeit angemessen erhöht.

Das Amt des Pritzstabel war und ist ein sehr weitgreifendes und vielseitiges. Als staatlichem Binnenfischerei-Aufseher mit lokal-polizeilicher Ge-

walt untersteht ihm die Aufsicht über das gesamte Fischereiwesen von der Hennigsdorfer Brücke bis zum Mühlendamm in Berlin und wiederum von dort bis zum Damm in Brandenburg an der Havel. Wehe dem „Kleinfischer“ (Kloster-, Schloß-, Küchen- oder Beifischer), der „dem Kurfürsten (Fiskus) in das große Garn fischt“; wehe dem „Kietzer“ oder „Dämmer“, der mit einem Fischgarn (poverte, pehre, tolle, ballreuse), dessen Netzweite unter 2,5 Zentimeter hinuntergeht, sein Handwerk treibt, von der streng verbotenen „Zure“ (Strohnetz) ganz zu geschweigen, oder der gar die gesetzlichen Schonzeiten, Schonreviere, Fischpässe und Wehre unrespektiert läßt; wehe dem Dörfler, der die Grenzen der „Watefischerei“ mutwillig überschreitet; wehe dem Angler, der eine Darge (Blänker) führt, oder gar ohne Angelkarte erfunden wird; wehe endlich dem armen Fischlein „Plötze“ (slawisch „ploc(z)ica“), das unter 15 Zentimetern Mindestmaß auf den Markt kommt! Der Pritzstabel muß alles kennen, alle Wasser und Gewässer mit ihren Lanken, Gelägen, Liepen, Werdern, Hörnern, Rohrdämmen, Wiesen, Gräben, Harden und Weichten, den Aalemann, den Chrienick, den Münchewinkel, den Gerinnekolk, die große und kleine Malche, den Sengeken-Graben, die Wulwelanke, dazu der Fische seltsames Leben und mannigfache Art; der Pritzstabel muß weiter alle „Dienstbarkeiten“, sowie alle „Gerechtigkeiten“ und „Gerechtsame“ schirmen und schützen, aber auch alle Übertretungen und Vergehen im Wege der Beschlagnahme oder Anzeige klagen oder ahnden: er ist ein „König im kleinen“, in dem geheimnisvollen Reiche des Wassers, der Fischerei und der Fische! Der Vortrag schloß mit einem Hinweis auf die alten Fischereiurkunden der „Kietzer vom Tiefwerder“ (die Pichelsdorfer sind ohne Dokumente), die, auf Pergament oder Schweinsleder geschrieben, bis zum Jahre 1393 zurückreichen. Die Dokumente, die übrigens in den „Märkischen Forschungen“ Band XVII veröffentlicht sind, waren mit freundlicher Bewilligung der alten Innungslade entnommen und zur öffentlichen Einsicht ausgelegt.

Herr E. Friedel bemerkt hierzu folgendes: Die Ableitung des Namens Pritzstabel aus dem Wendischen ist zweifellos. In dem dem Wendischen mehr verwandten Russischen bedeutet Pristav soviel als Vogt, Aufseher.

Was die Tiefwerderschen Urkunden, darunter eine pergamentene des Markgrafen Jobst von Mähren, Statthalter der Mark, anlangt, so wurden uns dieselben auf einer Pflegerschaftsfahrt des Märkischen Museums am 8. Dezember 1907 von Herrn Gemeindevorsteher Weiss in Tiefwerder freundlichst zur Einsichtnahme vorgelegt, ebenso der Drehstern und die drei Kopfbedeckungen der Knaben, welche als die Heiligen Drei Könige Kaspar, Melchior, Balthasar mit einem Liede hereinziehen, dessen Wortlaut Herr Rektor Otto Monke aufgeschrieben hat.

Zum Schluß kann ich nur dem Bedauern Ausdruck geben, daß der altherwürdige Name Pritzstabel abgeschafft und durch den gewöhnlichen Namen Fischmeister ersetzt worden ist. Die geschichtliche Pietät hätte die Beibehaltung der seltenen volkstümlichen Bezeichnung erfordert.

**Die Krähe als Fischfänger.\*)** Ich habe, in der Gegend von Himmelpfort bemerkt, daß die Krähe ein Fischräuber sein kann, weil sie nicht nur angetriebene Leichen, sondern eben gefangene Fische frißt. Himmelpfort, im Kreise Templin, liegt inmitten von vier Seen; einer von diesen ist der große Stolpsee. Wo die Ufer ganz oder teilweise mit Wald bestanden waren, sah ich, hatten sich die Krähen geeignete freiere Stellen ausgesucht, wo sie die Fische verzehrten. Ich glaubte aber, daß sie die Fische auch ganz auffräßen, vielleicht unter besonderen Umständen. Denn ich fand öfter nur Schuppen oder sonstige geringfügige Überreste von Fischen, wo die Krähen ihr Gewerbe trieben. Einmal überraschte ich am Modderfitzsee zwei Krähen, die an einer freien, aber abgelegenen Stelle gemeinsam und friedlich einen Fisch verzehrten, obwohl Krähen sonst um Beute sich oft streiten. Beim Nähertreten nachher fand ich nur den feuchten Fleck, wo der Fisch gelegen hatte. Öfter habe ich auch von Krähen angefressene Fische vorgefunden, ein- oder mehrmals einen Fisch, dem der Kopf abgefressen war, habe indessen nicht genauer zugesehen. Auf dem Haussee, durch den viele Flößer kommen, sah ich wiederholt hinten auf den langen Holzflößen Krähen sitzen, an den Enden der Hölzer, offenbar wohl um zu fischen. So ließen sie sich längere Strecken durch den See fahren. Hier sah ich zum erstenmal — es waren keine Menschen auf dem Wasser — eine Krähe mitten auf dem See auf einen Fisch niederstoßen. Sie schwebte einen Augenblick mit zwei Flügelschlägen wie rüttelnd über dem Wasser. Als sie wieder hochflog, hing ihr ein längerer, scheinbar schmaler Fisch zum Schnabel herunter.

Bei den Anwohnern gerade dieser Gewässer stehen die Krähen in üblem Ruf als Räuber der „Lietzeneier“, die man, von ihnen ausgefressen, an den Ufern findet, ebenso wie sie den Möweneiern nachstellen auf einem Möweneiland im Modderfitzsee, weshalb sie auch von den kleinen Möwen dort angegriffen und verfolgt werden. Damals lagen im Haussee an einer Stelle viele Baumstämme zur späteren Bearbeitung in der Sägemühle. Wenn darauf Möwen saßen und Krähen sich niederlassen wollten, wurden sie sogleich von den Möwen verjagt. Ob vielleicht nicht nur aus Feindschaft wegen der Eierräubereien, sondern auch aus Futterneid, da unter dem Holze Fische standen? Anwohner dieser Seen sagten mir gelegentlich: „Wenn die Krähen Junge haben, sitzen sie am Wasser, wo die Lietzen Nester haben, und nehmen die Eier weg. Sie sollen die Eier zwischen die „Poten“ nehmen, und nehmen auch lebende Fische mit.“ Diese letztere Tatsache ist also dort ganz bekannt. Ich habe auch schon in der „Märkischen Fischerei“ vermerkt (Festschrift des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg 1903, 57), und zwar nach den Angaben von Fischern, im besonderen des Fischereibesitzers Hankel, der gewiss große Erfahrung in der Fischerei hatte, daß die Krähen als Fischfeinde gelten. Nebenbei nur möchte ich erwähnen, daß mir neulich in einem Vororte bei Berlin die Eigentümerin,

\*) Aus Mitt. des Fischerei-Vereins für die Prov. Brandenburg 1907 S. 31 und Aufsatz von K. Bugow-Potsdam in Heft 5/6. August 1906 ebendasselbst.

eines größeren Gartens, der inmitten von Waldstücken liegt, bei Aufzählung der Gartenfeinde sagte, daß bei ihr die Krähen sogar die Goldfische aus dem Aquarium holten, das unter Bäumen unweit des Hauses steht.

Die Zeit, wo ich bei Himmelpfort Krähen frische Fische fressen sah, war Ende Mai und Monat Juni. W. v. Schulenburg.

---

**Das verschwindende Dorf Schiedlo**, Kirchdorf bei Wellmitz, Kreis Guben. Der 33 Mitglieder zählende Kriegerverein in Schiedlo feierte sein letztes Fest. Seine Auflösung ist mit diesem Tage erfolgt, da das Dorf in nächster Zeit von der Erde verschwinden muß. Zahlreiche Mitglieder, die schon in ihrem neuen Heim sind, hatten sich zu dem Feste eingefunden. Neun Veteranen bedauern die Auflösung des seit 22 Jahren bestehenden Vereins. Die acht Gewehre des Vereins sind an den Kriegerverein in Polenzig, Kreis Krossen, verkauft worden. Der Erlös (131 Mk.) ist an sämtliche Kameraden verteilt worden. Darauf fand der letzte Umzug des Vereins mit Musik durch das Dorf statt. Auch der Schiedloer Schifferverein wird sich auflösen. Die Fahne ist bereits verkauft worden. Das Dorf Schiedlo an der Mündung der Neiße in die Oder ist der Hochwassergefahr derartig ausgesetzt, daß es ohne ernstliche Gefährdung der Bewohner nicht länger zu halten ist. Die Mitteilung stammt vom Ende Januar 1908.

---

**Vom Rittergut Wilsickow.** Im Jahre 1889 übernahm Herr von Holtzendorff das väterliche Gut. Wilsickow ist mit Neuhof 4500 Morgen groß, und wird durch Herrn von Holtzendorff mit Hilfe eines Inspektors bewirtschaftet. Er war früher Offizier im 2. Garde-Regiment zu Fuß, und ist jetzt ein passionierter Landwirt. Durch viele Verbesserungen hat er die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr erhöht. Die das Gut durchziehende Hügelkette hat Herr von Holtzendorff mit Laub- und Nadelbäumen bepflanzt, ebenso im Tanager hat er weise gewirtschaftet, so daß das Gebrauchsholz allein vom Gut bezogen werden kann. Herr von Holtzendorff hat in 16jähriger Tätigkeit viel geleistet, trotz aller materieller Arbeit hat er aber stets Zeit gefunden, sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Als großer Shakespeare-Verehrer gilt sein Hauptstudium diesem großem Dichter. Der Brite ist der Lieblingsdichter des Herrn von Holtzendorff, weil seine Werke unerschöpflich an Lebensweisheit sind, und die Sprache so wunderbar schön ist. 310 Jahre sind seit Shakespeare verflossen, und trotzdem passen seine Gedanken und Aussprüche in unser modernes Zeitalter. Zu Ehren dieses Dichters setzte Herr von Holtzendorff einen Gedenkstein. Das Denkmal steht am Wege, der von Wilsickow nach Groß-Luckow führt. Der Stein wurde auf dem Felde gefunden, konnte aber seiner Größe wegen nicht weiter fortgeschafft werden. Er ist daher nicht weit von der Fundstelle am Wege gesetzt worden und steht 1 Meter tief in der Erde. Wilsickow besitzt aber noch ein Denkmal: das Bismarckdenkmal, das 1891 gesetzt wurde. Es steht am Park, einen stimmungsvollen Hintergrund dazu bilden die Bismarcksanlagen. Eine Brücke

führt zur Bismarcksinsel, die das Erbbegräbnis derer von Holtzendorff werden soll. Das Bismarckdenkmal besteht aus zwei Teilen. Der untere Teil ist ein roher Stein, in dessen Mitte ein großes eisernes Kreuz ist, umgeben von einem goldnen Lorbeer- und Eichenlaubkranz. Auf diesem Untergestell steht ein kleinerer, oben abgerundeter, polierter Stein. In der Mitte ist ein goldenes Kleeblatt eingemeißelt, darum steht der Spruch: In Trinitate Robur. Darüber leuchtet in goldnen Buchstaben uns der Name: Bismarck, entgegen, unten steht die Jahreszahl: 1. April 1891. Zum 80jährigen Geburtstag des Kanzlers war eine große Feier, zu der viele Freunde des Hauses Wilsickow erschienen waren. Ein Begrüßungs- und Glückwunsch-Telegramm wurde abgelassen. Das Denkmal war reich geschmückt. Zwei Rundbogen erhoben sich über dem Stein. Sie waren mit Tannenreisern umwunden und mit schwarz-weiß-roten Schleifen verziert. Im Hintergrunde wallten Flaggen herab, über dem ganzen schwebte ein großes eisernes Kreuz. Beim Tode des Fürsten war derselbe Schmuck mit Trauerflor überzogen. Beide Denkmäler sind genau nach den Entwürfen und Angaben des Herrn von Holtzendorff gemacht. Man sieht daraus, mit welcher Lust und Liebe er sich der Kunst und Wissenschaft widmet. Der Wilsickower Park ist auch reich an Schönheiten und ebenfalls ein Werk des Besitzers.

(Prenzlauer Zeitung. 11. 12. 1904.)

**Eine neumärkische Hünin.** Die Charlottenburger Zeitung (Neue Zeit) vom 18. September 1907 meldet aus Plagow, Kreis Arnswalde, Folgendes. Ein weiblicher Nachtwächter, und noch dazu ein solcher mit nur einem Arm, ist gewiß eine erwähnenswerte Seltenheit. Unser Dorf kann sich eines solchen Besitztums rühmen und hat zudem allen Grund, mit seinem Nachtwächter überaus zufrieden zu sein. Das Mädchen, das nachts ihre Runde macht, geht am Tage ihrer sonstigen Beschäftigung nach. Trotzdem sie nur den rechten Arm hat, fährt sie Dung, pflügt, eggt, ladet Korn und verrichtet schwere landwirtschaftliche Arbeiten, die sonst zumeist nur von Männern ausgeführt werden. An zwei Tagen der Woche fährt sie noch den Bäckerwagen, verkauft Backwaren und Brot und waltet hierbei ihres Geschäftes in musterhafter Weise. Sie ist aber noch vielseitiger: Sie verschneidet mit Vorliebe den Männern das Haar und hat selbst den Schmuck ihres Geschlechtes, das lange Haar, willig der Schere geopfert. Furcht kennt sie nicht. Sie verfügt bei einem Körpergewicht von zirka 190 Pfund über derartige Körperkräfte, daß sie kürzlich einen robusten Schlächtergesellen, der sie mit unnützen Redensarten belästigte, von seinem Wagen herunterholte und so nachdrücklich in den wasserhaltenden Chausseegraben tauchte, daß ihm Hören und Sehen verging. Man bringt dem Mädchen hier allgemeine Achtung entgegen.

**Leinöl** war früher im Havelland ein beliebtes Volksnahrungsmittel, und in vielen Dörfern befand sich eine Ölmühle. Das Öl wurde an manchen



Stellen mit einer Federpose auf das Brot gestrichen, z. B. in Zachow bei Ketzin. Die Schuljugend duftete in der Ölzeit stark nach Leinöl, und auf Jacke und Weste sah man im Oktober gewöhnlich eine Schlitterbahn, hervorgerufen durch abgetropftes und verwischtes Leinöl. Leinöl galt als Heilmittel bei Husten und Heiserkeit; ja gegen Schwindsucht sollte es helfen. Es gab eine „frische Stimme“, wurde aber auch angewandt, um Brandwunden zu heilen. Ich habe als Kind Leinsamen in die Ölmühle zu Berge bei Nauen getragen und bin bei der Herstellung des Öls um 1868 häufig zugegen gewesen.

Otto Monke.

Sehr beliebt ist Leinöl als Speise noch jetzt in der Niederlausitz, besonders im Spreewald.

E. Friedel.

**Pütten, Teerofen** bei Schönwalde, Kreis Nieder-Barnim. Nach dem Katasterbuch von 1792 gehörte zu dem in Jagen 121 der Königlichen Forst gelegenen Teerofen Pütten (Vergl. auch Bratrings Angaben vom Jahre 1805) 1. ein Wohnhaus mit einem Feuerkassenwerte von 200 Rthlr., 2. eine Scheune im Werte von 100 Rthlr. und 3. ein Nebenhaus im Werte von 100 Rthlr. Besitzer war 1792 ein Ephraim Beyer, vermutlich ein Verwandter des Christoph Beyer, welchem der Beyersche Teerofen (südwestlich von der Mennigsbrücke) gehörte. Es ist dies vorläufig die älteste Nachricht über Pütten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand an Stelle des Teerofens die Försterei Pütten, welche 1847 abbrannte und 1848 am Gorinsee als Forsthaus Gorin wieder aufgebaut wurde.

O. Monke.

**Von märkischen Handwerksburschen.** Aus einem alten Gesellenbuche. Mitgeteilt von R. Jülicher. Im 15. Jahrg. seiner interessanten „Mansfelder Blätter“, 1907, teilt der Herausgeber Prof. Dr. Größler aus einem „Gesellenbuch für die in Eisleben als Fremd-Gesellen einwandernden Seifensieder“ eine lange Reihe von meist poetischen Eintragungen der Wanderburschen in jenes gewissermaßen ein Fremdenbuch bildende Heft, mit. Wir fanden darin auch verschiedene Brandenburger mit Niederschriften vertreten und halten diese Kleinigkeiten für interessant genug, auch zur Kenntnis der Brandenburgia-Gemeinde gebracht zu werden. Interessant für die Zeit ist noch, daß ein Handwerksbursche seinen Heimatsort Schmiegel, in „Südpreußen“ gelegen, nennt; ein anderer am 13. November 1808: Quedlinburg in „Neuwestphalen“ es war ja dies die Eintagsgründung des Königreichs Westfalen. Erteilen wir jetzt den ehrsamem Seifensiedergesellen aus der Mark das Wort:

1. Alle Mädchen sollen leben,  
Die uns was zu naschen geben.

7. Oktober 1801, Friedr. Westphal aus Havelberg und Andre. (Erweitert unterm 16. Juli 1804 v. Gottlieb Pechle-Warschau.):

Und wenn wir das Höchste wagen,  
 Uns nicht auf die Finger schlagen.  
 (scheint etwas obscön zu sein!)

2. Der erste verewigt sich nochmals 26. September 1804:

Freund, am Ziele Deines Lebens  
 Freue Deiner Taten Dich,  
 Keine ihrer sey vergebens,  
 Jede finde Lohn für sich.

Auch Christian Lindemann aus Gransee hat sich zweimal verewigt:

3. 16. Mai 1805.

Hoffnung, führ' mich dahin,  
 Wo ich in Gedanken bin.

4. 13. Januar 1806.

Ich wünsche dem Herrn Meister  
 1000 Dukaten in der Not,  
 Und das ewige Leben  
 Nach dem Tod.

5. Gottl. Ladisch aus Landsberg a. W. schreibt:

Beglückt ist hier  
 Der diese Welt  
 Für kein Elisium,  
 Für keine Hölle hält.

6. Ein gottvertrauender Wanderer ist Gottlieb Brandt aus Dahme; von ihm lesen wir: 10. Oktober 1805.

Ich reise ganz allein,  
 Gott wird doch bei mir sein.

7. Es philosophiert 6. August 1810 Carl Rosenthal von Neudamm (Neumark) also:

Nichts ist tröstender, als das Bewußtsein guter Handlungen; nichts ist angenehmer, als die süße Umarmung eines wahren Freundes; nichts ist reizender, als die nachgebende Sprödigkeit eines wohlstandigen Mädchens.

8. Ein dankbares Gemüt stellt sich uns vor in C. F. Schulz von Halbau in der Niederlausnitz:

Ich wünsche Ihnen ein unumwölkttes Leben,  
 Und einen Weg zu jedem Glück.  
 Der Genius des Glückes möge Sie und Ihre werte Familie stets umgeben,  
 Bis einst im Tode bricht Ihr Herz und Blick.

(Das ist seine eigene poetische Leistung!)

9. Ein bekanntes Zitat bringt:

17. Juni 1818, Friedrich Bredow von Brandenburg:

Laß die Winde stürmen  
Auf der Lebensbahn,  
Ob die Wogen türmen  
Gegen Deinen Kahn:  
Schiffe ruhig weiter,  
Wenn der Mast auch bricht;  
Gott ist Dein Begleiter;  
Er verläßt Dich nicht.

10. Ausführlich behandelt das äußerst beliebte Thema der Handwerks-  
gesellen — „vom Mädchen“.

20. April 1819 Carl Blumenthal aus Berlin:

An eines sanften Mädchens Seite,  
Das tugendhaft und reizend ist,  
Sei voll von Zärtlichkeit und Freude,  
Dein ganzes Leben hochversüßt.  
Von ihrem schönen Arm umwunden,  
Von ihrer zarten Hand gedrückt,  
Dies, liebster Freund, dies sind die Stunden,  
Wo man des Lebens Wert erblickt.

11. Ein Philosoph wiederum ist Rudolf Mützel aus Frankfurt a. O., er  
schreibt: 14. September 1821:

Stürmt's ins Leben, so blick' in die Natur;  
Stürmt's in der Natur, so blick' ins Leben!

12. Nach der guten Seite der Biedermaierzeit — wünschenswert auch  
für die heutigen Beziehungen zwischen Meistern und Gesellen neigt endlich  
der Vers: (Ludw. Marzahn aus Zossen b. B.):

Den Herren Meistern sei das beste Glück beschieden,  
Sie gehen froh durchs Leben hin.  
In ihrem Herzen wohne Frieden,  
Auch sei für uns Seifensiedergesellen ein Raum darin.

---

Zur Geschichte des märkischen Oder-Handels gab in der Sitzung  
des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg am 11. Dezember 1907  
Herr Dr. Rachel interessante Aufschlüsse betreffend den Schiffs- und Waren-  
Verkehr auf dem unteren Stromlaufe, kurz bevor die brandenburgisch-  
pommersche Handelssperre von 1572 ihm einen tödlichen Stoß versetzte, nach  
einer im hiesigen Geheimen Staatsarchiv gefundenen Abschrift aus den

Küstriner Zollregistern, umfassend den Jahrgang von Ostern 1570 bis Ostern 1571. Zwei Handelszüge vereinigen sich bei Cüstrin: der schlesisch-Stettiner Verkehr und der Warthehandel. Jener ist zum größeren Teil in den Händen der Stettiner, ihre Schiffszahl übertrifft die der Frankfurter um das Dreifache. Daneben sind ganz vereinzelt einige märkische und pommersche Städtchen hier vertreten und merkwürdigerweise eine Anzahl Glogauer, Gubener und Krossener Schiffe, obwohl die Frankfurter die Oder oberhalb ihrer Stadt geschlossen hielten. Breslauer Schiffe finden sich infolgedessen nicht auf der Oder; die Breslauer brachten ihre Waren auf der Achse nach Frankfurt; von hier wurden diese durch ihre Frankfurter Faktoren weiterspediert, damals wohl noch zum größeren Teil oderabwärts nach Stettin. Die häufigsten schlesisch-Lausitzer Handelsprodukte sind Röte\*, Eisen und andere Metallwaren, Leinwand und Garn, Mühlsteine, Landwein, Hirse. Von Stettin kommen die Oder herauf hauptsächlich Hering und andere Fischwaren, Salz und überseeische Kramwaren, daneben preußisch-litauische Produkte: Honig, Wolle, Flachs, Fellwerk, Talg. Auf der Warthe wurden ausschließlich polnische und neumärkische Waldwaren abwärts geschifft, da die Warthefahrt aufwärts seit Markgraf Hans verboten war, um die Stettiner nicht nach Polen vordringen zu lassen. Da also die Gelegenheit zur Rückladung fehlte, so kamen hier nur Holzflöße und leichte polnische Kähne herab, um Bauholz, Klappholz (Böttcherholz), Teer und Pech nach Stettin zu bringen. Die Landsberger beteiligten sich an dieser wenig lohnenden Schifffahrt gar nicht, sondern handelten zu Lande nach Stettin. Auffällig ist, daß aus Polen in diesem Jahre wenigstens kein Getreide zu Wasser kam, daß überhaupt ziemlich wenig Getreide an Cüstrin vorübergeschifft wurde, und daß es ausschließlich aufwärts nach Frankfurt ging. Das lag einerseits an der schlechten Ernte von 1569, dann aber wohl auch an dem seit 1569 auf die ganze Kurmark ausgedehnten sehr hohen neuen Grenzzoll auf Getreide, der die Durch- und Ausfuhr zweifellos stark beschränkte. Aus der Zeit, die hin- und zurückfahrende Schiffe gebrauchen, um wieder den Cüstriner Zoll zu passieren, läßt sich entnehmen, daß die Frankfurter nicht über Stettin und die Stettiner nicht über Frankfurt hinausfuhren, sondern an diesen beiden Orten ihre Geschäfte abwickelten, allerdings damals noch nicht notwendig und ausschließlich mit den dortigen Bürgern; die Frankfurter z. B. bezogen die überseeischen Waren meist von Lübeck und bedienten sich der Stettiner nur als Faktoren und als Schiffer, und umgekehrt werden die Stettiner zu Frankfurt mit den Schlesiern unmittelbar den Warentausch bewirkt haben. Der Versuch Stettins, statt dieses freien Verkehrs 1571 einen Monopolbetrieb einzuführen, hat den Handel auf der unteren Oder nahezu vernichtet.

---

Was ist Röte? Ist es mit »Rötel« übereinstimmend, so ist es das Erzeugnis, was bei der Bildung von Wiesenerz oder Rostwiesenerz als Nebenprodukt (Ackerde) gewonnen wird und zum Färben dient (aber auch z. B. von den Kupferschmieden beim Aushämmern der Kessel um die angenehme, gedämpfte Farbe des Kupfers zu bewirken, gebraucht wurde und noch jetzt gebraucht wird. Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums nach der Obermühle bei Eberswalde, Kreis Nieder-Barnim, am 20. Oktober 1907 fanden wir dort noch Reste einer früher schwunghaft betriebenen Rötelfabrikation.

Zur **Volkskunde**. Sprichwörter und Redensarten aus der Uckermark. Mitgeteilt von R. Jülicher. Aus den leider nur sehr unvollständig aufbewahrten Papieren der Hinterlassenschaft des längst verstorbenen Lehrers Pracht zu Röporsdorf am großen Unter-Uckersee kann ich hier von dem schon vor 50 Jahren volksforscherisch sehr interessierten Mann folgende in der Uckermark in lebhaftem Gebrauch stehende sprichwörtliche Redensarten mitteilen.

1. Du grienst (greinst) as wenn du 'ne Kröt' an 'n Strick hest.
2. Du grienst als ein Pfingstfoß (. . . . fuchs).
3. Du mökst (machst) so'ne (solche) Oogen as 'n geprügelter Koater (als ein geprügelter Kater).
4. Du rönnst (rennst) as en Büdel (Beutel) vull Steene (Steine).
5. Du goh na Hus (geh nach Hause) un stopp di' d' Strümp' (und stopfe dir die Strümpfe)!
6. Du springst as en Zickenbuck.
7. Du sühst ut (siehst aus) as en Pöttken (Töpfchen) vull Müs (voll Mäuse).
8. Du horkst so hoch (horchst so hoch = lauschst) as wenn d' Katt (wenn die Katze) dunnern hört.
9. Jajajajaja, seggt de Bur, wenn er ne werre wett (wenn er nicht weiter weiß).
10. Is woll'n Broatappel ut' d' Röa' trüdelt (Ist wohl ein Bratapfel aus der Röhre getrudelt).
11. Mi freart as en Schnira. (Mich friert wie einen Schneider).
12. De is so eegen as Hans Finken sin Katt, soll gris Mehlsupp freten und hat nischt. (Der (die) ist so eigen wie Hans Finks Katze, soll graue Mehlsuppe fressen und hat nichts.)
13. Ick hebb' su'n Schreck kregen, dat mi 't Hemd to Linewand worden is. (Ich habe solchen Schreck gekriegt, daß mir das Hemd zu Leinwand geworden ist).
14. He kaut so hoch (ißt so langsam), as wenn d' Katt heeten Brei frett (heißen Brei frißt).
15. De is ok woll met 'en Dämelsack schloan. (Der ist auch wohl mit dem Dämelsack geschlagen.)
16. He (Er) lacht, dat em de Lus' (Läuse) von 'n Buk trüdeln (daß ihm die L. vom Bauche trudeln).
17. Ung'nög't Gast' wäre met d' Näs' upt Discheck stött'. (Ungebetene Gäste werden mit der Nase auf die Tischecke gestoßen.)
18. Dit Metza schnitt' as' d dodig Hunn bitt. (Dies Messer schneidet wie der tote Hund beißt.)
19. Du sühst so nüll (rundlich?) ut, as 'n Pellnudel (Pellkartoffel).
20. Wen (Wer) Geld hat, kricht ok (auch) Schöh (Schuh).
21. Wenn d' Mus dick is, is't Mehl bitta.
22. De (Die) süht so ni (neu) ut, as wenn s' hüt erst backt (gebacken) is.
23. Du löttst (läßt das) Mul so heng'n (das Maul so hängen) as wenn't Perd (Pferd) von d' Nachthood kümmt (von der Nachtweide kommt).

**Eine Baum-Chronik.** Wanderer, der du durch unsere heimatlichen Dörfer streifst, geht dir nicht das Herz auf beim Anblick ihrer alten schönen Bäume? Zumeist sind's Linden. Am Dorfteich betrachten sie ihr Bild im Spiegel oder lauschen der Zwiesprache, die dort in ihrem Schatten gepflogen wird; sie grüßen dich an Tür und Tor, schirmen Dach und Giebel, sie schauen über Dachfirst und Torbogen hinein in Hof und Haus, als wollten sie sagen: Was hierdrin passiert, das geht uns auch an, wir erleben's mit, hier sind wir zu Hause und vieles können wir erzählen aus längst vergessenen Tagen. Fragst du aber die Leute, wie alt wohl ihre Bäume sein möchten oder wer sie gepflanzt hat, so lautet die Antwort: „Das wissen wir nicht!“ Schade. Sie schätzen und lieben sie ja, sonst hätten sie sie doch längst „verwertet“. Warum denn wissen sie so wenig von ihnen? Das ist aber nicht schwer zu sagen: vom Mangel heimatlicher Geschichtspflege kommt's. Und doch wäre sie eine gar schöne und segenbringende Sache. Nicht allein die großen Städte, auch die kleinen, ja jede Dorfgemeinde sollte ihren Stolz darein setzen, ein wenn auch noch so bescheidenes ortsgeschichtliches Archiv zu besitzen. Aber nicht etwa würde sich's lediglich um Niederschriften handeln, um zu berichten, wie die Zeitgeschichte mit ihrem Arm auch in das entlegene Dorf hineinlangen kann oder wie der Zeitgeist im guten oder üblen Sinne seinen Einzug hält; ebenso wichtig für die Berichterstattung wären die jeweiligen örtlichen Geschehnisse und ihre Wirkung auf die Gedanken- und Gefühlswelt der Gemeindeglieder. Wenn der Hans die Grete freit, so ist das bekanntlich eine so wichtige Sache, daß es ins Kirchenbuch eingetragen wird. Daß aber derselbe Hans unter Hintansetzung seines eigenen Lebens einen Buben aus dem Mühlenteich gezogen hatte, der dort durchs Eis gebrochen war, davon berichten die Akten nichts. Oder: die Vorfahren des Kirchbaues in N—dorf sind ausweislich des Kirchenbuches seit Menschengedenken im Besitz des stattlichen Hofes gewesen. Nun bezeugt der hochbetagte Auszügler des Nachbarhofes, daß die beiden herrlich ragenden Linden zwischen Hof und Kirche vom Urgroßvater zum 300. Geburtstag Dr. Martin Luthers, also am 10. November 1783, und die beiden mit ihnen wetteifernden am Torweg am Reformationsfest 1817 vom Großvater des Bauern gepflanzt worden seien. Wenn die späteren solches in den Blättern ihres dorfgeschichtlichen Archivs verzeichnet fänden: gelt, würden sie nicht die Bäume mit ganz anderen Augen ansehen? „Seht“, würden sie mit innerem Anteil sagen, „das sind unsere Luther-Linden und das sind die Reformationslinden unserer Kirchbauern. Wie sie groß und schön geworden sind!“ Und wie viele „Reformationsbäume“ werden 1917 gepflanzt werden? fügen wir fragend hinzu. Handelt es sich endlich darum: wer soll die Akten führen? Schon jetzt gibts in deutschen Landen zerstreut einzelne Geistliche, Lehrer und Privatleute, denen es ein Bedürfnis ist, solche Niederschriften zu machen und zu sammeln; ihr Verdienst um Heimat und Volkstum wird nicht ungewürdigt bleiben! Möchten Kirche, Staat und die Vereine für Volkskunde, Ortsgeschichte und Heimatpflege ihre Tätigkeit und ihre Anregungen auch auf die schöne Gepflogenheit örtlicher Geschichtschreibung richten, damit diese ihre Kreise immer weiter ziehe und sich in „Archiven“ verdichte. Dann werden auch unsere alten schönen Bäume in

Dorf, Aue und Wald ihre „Geschichtsschreiber“ finden. — Diesen wohl zu beherzigenden Aufruf veröffentlicht Herr Rudolf Schmidt, Pfleger des Märkischen Museums, in „Aus der Heimat“ von 15. Dez. 1907, der der Heimatkunde in dankenswerter Weise dienenden halbmonatlichen Beilage zur Pflege heimatlicher Interessen, gleichzeitig Beiblatt zur Eberswalder Zeitung.

**Aus Schönow, Kreis Nieder-Barnim.** In der Kirche zu Schönow bei Bernau wurde bei Anlage einer Heizvorrichtung vor einigen Tagen ein Gewölbe entdeckt, in welchem man einen Schädel, einen Degenknauf mit einem Stücke der dazu gehörigen Klinge, eine Schnalle, Teil einer Perücke und ein Stück bunten Seidenzeuges fand. Um 1720 hat auf dem früher zu Bernau gehörenden Kämmereigute Schmetsdorf, das jetzt von der Stadtgemeinde Berlin angekauft worden ist, ein Pächter Kraatz, ein Hauptmann, gelebt, der nachweislich in Schönow beigelegt worden ist. Vielleicht rühren die Fundstücke wenigstens teilweise von ihm her. Die Gruft in der Kirche stand mit der Außenwelt weder durch ein Tor, noch durch ein Fenster in Verbindung; daher wußte man bisher nichts von dieser Begräbnisstätte. Doch befindet sich an der äußeren Kirchenwand eine vermauerte Tür, über deren ursprünglichen Zweck nichts bekannt war. Herr Lehrer Specht-Schönow sagte mir, dort sei nach seiner und des Pastors Ansicht die ehemalige Eingangstüre zur Kirche gewesen. Als solche scheint sie mir aber viel zu schmal und auch zu niedrig zu sein, und ich glaube, sie war früher die Eingangstüre zur Gruft, die wahrscheinlich schon vor 1720 angelegt worden ist, vielleicht schon vor 1443, seit welcher Zeit sich Bernau im Besitze des halben Dorfes Schönow befand. Über die früheren Besitzverhältnisse geben Berghaus und Riedel (Bernauer Urkunden) Auskunft. Hinzufügen will ich noch, daß man die obengenannten Funde wieder eingemauert hat; sie waren auch wohl an sich wertlos. Die ganze Sache hat nur insofern ein Interesse, als dadurch die Bedeutung der vermauerten Tür erklärt wird.

Otto Monke.

**Über die Kietze und ihre Bedeutung** ist mehrfach in der Brandenburgia die Rede gewesen, doch fehlt noch immer, trotz aller Anläufe, eine genaue Zusammenstellung des Materials, was u. a. daraus erhellt, daß, gleich den Planetoïden, immer noch einzelne, der Wissenschaft bislang entgangene Kietze auftauchen.

U. M. Herr Rektor Monke bemerkt:

In vielen märkischen Städten führt der am Wasser oder in der Nähe einer sumpfigen Niederung gelegene Stadtteil den Namen Kietz, z. B. in Spandau, Potsdam, Freienwalde, Cüstrin, Sonnenburg, Biesenthal, ja in dem wasserarmen Werneuchen. Auch einige märkische Dörfer (Berge bei Nauen, Birkenwerder bei Oranienburg usw.) besitzen einen Kietz. Ferner kommen in Pommern (Wollin) Kietze vor. Der Name stammt aus dem Wendischen und wird von Kaiza, Kitza = Fischerhütte abgeleitet. Ursprünglich bezeich-

nete man mit dem Worte Kietz in Ortschaften mit gemischter Bevölkerung den wendischen Teil der Niederlassung, deren Bewohner sich vorzugsweise mit der Fischerei beschäftigten, aber auch im Acker- und Gartenbau wohl-erfahren waren. Trotzdem sahen die Deutschen häufig mit Verachtung auf die Reste der wendischen Bevölkerung herab, und noch heute gilt allerorts die Redewendung „er wohnt auf dem Kietz“ als eine Schmähung. Dieser Umstand hat im Jahre 1905 die Bewohner des Kietzes in Birkenwerder veranlaßt, die offizielle Umnennung des Kietzes zu beantragen. Seit kurzem hat der dortige Amtsvorsteher den historischen Namen in „Werder“ umgetauft und die Straßenschilder dementsprechend ändern lassen. Da die Städte ihre Kietze bisher nicht verleugnet haben, lag auch in Birkenwerder für die Umnennung kein genügender Grund vor, und es bleibt zu hoffen, daß der alte Name dem Gedächtnis des Volkes nicht verloren gehen wird.

Dem füge ich hinzu, daß die Redensart „oller Kietzer“ oder: „Det haben Se wohl uf'm Kietz gehört!“ u. dgl. als Schmähworte in Berlin und anderen märkischen Orten noch vielfach gebraucht werden. Ich entsinne mich aus dem Anfang der siebziger Jahre v. J., als ich Kreisrichter in Cöpenick war, dieselben Redensarten von Cöpenickern in bezug auf Bewohner des dabei an der Wendischen Spree oder Dahme belegenen Kietzes gehört zu haben.

Gleichzeitig bitten wir, daß Notizen über das Vorkommen über die Bezeichnung Kietz dem Herrn Rektor Monke, N, Ravené Straße 12, der dieselben sammeln und verarbeiten wird, mitgeteilt werden. E. Friedel.

**Ende des Wirtshauses „zum Kuhstall“ in Berlin.** Am Sonntag, den 22. September 1907 hat das Kuhstall-Restaurant Invalidenstrasse 110 für immer seine Pforten geschlossen. Ich selbst habe noch dort ein Glas Roten zum Abschiede getrunken. Wie ich hörte, soll mit dem Abriss sofort begonnen werden. Die kurze Geschichte des Kuhstalles ist mir wie folgt bekannt:

1796 wurde das Vorderhaus und der an dasselbe stossende erste Seitenflügel gebaut. Bis 1820 diente das Haus seinem wahren Zweck als Kuhstall, in dem Milch verkauft wurde. 1820 erhielt der Seitenflügel eine Verlängerung bis zur hinteren Grenze, also dem 2. Flügel, links. Mit der Einführung des Weissbieres wurde ein Restaurationsbetrieb eingerichtet. 1851 trank man dort zum ersten Male Bayrisches Bier. Am 22. September 1907 Kehraus und Abbruch dieses für Berlin historischen Wirtshauses.

A. Kühnlein.

Im Volksmunde wurde das letztere häufig scherzweise „der gesittete Kuhstall“ genannt. Die Brandenburgia hat ihn vor einigen Jahren besucht.

Fr.



## Fragekasten.

**N. N. Anthropophyteia.** Die von Ihnen gefragte Zeitschrift heißt: „Jahrbücher für Folkloristische Erhebungen und Forschungen zur geschlechtlichen Moral“. Herausgeber ist Herr Dr. Friedrich S. Krauss in Wien, Neustiftgasse 2. Es ist ganz ausgeschlossen, daß diese Zeitschrift, die in 1100 nummerierten Exemplaren in Leipzig erscheint, 30 Mark pro Band kostet, und nur auf spezielle motivierte Anfrage von dem Verlag „Deutsche Verlagsaktiengesellschaft“ verabfolgt wird, obwohl mancherlei Volkskundliches auch aus unserer Heimat in den Mitteilungen enthaltend, in der „Brandenburgia“ vorgelegt und besprochen werde. Sie müssen sich an Herrn Dr. Krauss direkt wenden.

## Briefkasten.

**N. N. Gegen Kunstfeinde.** Die lateinischen Zitate, welche Sie zu wissen wünschen, lauten: „Ars nisi ignorantem non habet inimicum“ (eingewebt auf alten flandrischen Gobelins) oder „Artem non odit nisi ignarus“ (an der Front des Neuen Museums nach der Wasserseite zu angebracht). F.

**M. V. Die Benutzung der Städtischen Säle** für Vereins- und andere Versammlungen ist folgendermaßen geregelt. Die Erlaubnis zur Benutzung der großen Festsäle im Rathaus muß durch übereinstimmenden Gemeindebeschluß gewährt werden; die Erlaubnis für den Bürgersaal erteilt die Rathausverwaltung im Auftrage des Magistrats. Im übrigen hat der Magistrat am 28. Januar 1908 folgende Bestimmung getroffen: „An Private, Vereine, Gesellschaften usw. können nur im Rathause und in den Städtischen Schulgebäuden Räumlichkeiten zu Vorträgen, Versammlungen pp. unter den vorgeschriebenen Bedingungen überlassen werden. In allen anderen städtischen Gebäuden ist dies nicht gestattet.“ — Sie fragen, wie es dem gegenüber mit dem etwa Ende Mai 1908 zu eröffnenden neuen Märkischen Provinzial-Museum gehalten werden wird. Da in dem Bau-Programm ausdrücklich ein Saal zu Vorträgen (auch mit Lichtbildern) genehmigt und dem entsprechend auch hergestellt ist, so nehme ich an, daß dieser Vortragssaal nicht unter jenen Ausschluß fällt, denn sonst hätte seine Anlegung für die Allgemeinheit nur geringen Vorteil. Im übrigen wollen Sie diesen Saal nicht überschätzen: er hat nur etwa einhundertfünfzig Sitzplätze, ist also nur für intimere Vorführungen und Vorträge verwendbar. Fr.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.